

# KARL MAY



DER VERLORENE SOHN I  
Sklaven des Elends

Weltbild

# **Der Verlorene Sohn**

Sozialer Roman

von

**Karl May**

Band I

**Weltbild**

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1904/1905  
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,  
herausgegebenen Buchfassung in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen  
erschienenen Print-Ausgabe  
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen  
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Kolorierung der historischen Illustrationen:  
Sascha Wullemet, München  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung einer kobrierten Originalillustration  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-982-6

# **Sklaven des Elends**


Roman  
von

**Karl May**

Band I des Romans  
»Der Verlorene Sohn«

**Weltbild**

# 1. Kapitel

 war ein reizendes kleines Damenboudoir, in welchem das fröhliche Lallen eines Kindermundes einer Damenstimme antwortete, deren zärtlich kosende Worte von einem wunderbar weichen Wohlklang waren. Die drei Fenster des Zimmers eröffneten einen Ausblick auf den Wald, welcher das Schloss rings umgab, mit seinen dichten Föhren, aus deren Dunkel hier und da das bereits herbstlich gefärbte Laub einer Eiche oder Buche hervorblickte.

An dem einen Fenster bildeten mehrere sorgsam gepflegte Weinstöcke eine kleine Laube, deren Reben ein anmutiges Bild umrahmten. Dort saß nämlich eine junge Dame, auf ihrem Schoß das kleine, liebliche Wesen, mit dem sie jenes rührende Zwiegespräch hielt.

War sie die Mutter des Kindes? Die Zärtlichkeit, welche aus ihren schönen, blauen Augen strahlte und ihr reizendes Gesichtchen verschönte, hätte leicht als bejahende Antwort gelten können, aber dieses Gesichtchen hatte so mädchenhafte Züge und einen solchen Ausdruck von Kindlichkeit und Unberührtheit, dass man sofort das Gegenteil annehmen musste.

Um den schön und rein modellierten Kopf der Dame schlangen sich kronenförmig die Zöpfe, deren goldenes, sonniges Blond ganz dieselbe Bewunderung verdiente, wie die seltene Fülle und die ungewöhnliche Stärke derselben.

Zuweilen gelang es dem kleinen, lebhaften Knaben, mit den noch ungeübten Fingerchen eine Strähne dieses Haares zu erfassen. Dann jauchzte er laut vor Glück, und die Dame drückte ihn fröhlich lachend an sich und gab ihm die süßesten Kosenamen. Sie sprach zu ihm, als ob er sie verstehen könne, und wenn er zufällig einen Laut von sich gab, welcher von der regen, liebevollen Fantasie für eine Antwort genommen werden konnte, dann belohnte sie dieses eingebildete Verdienst mit ungezählten Küssen ihrer frischen Lippen.

Da wurde die Portiere zurückgezogen, und die Zofe erschien.

»Gnädige Baronesse«, meldete sie, »Förster Brandt lässt anfragen, ob es ihm erlaubt ist, einzutreten.« – »Gewiss, gewiss!«, antwortete die Gefragte. »Er weiß ja, dass er mir zu jeder Zeit willkommen ist.« – »Und sodann ist ein Paket angekommen. Es trägt das Postzeichen der Residenz. Vielleicht enthält es die erwartete Seidenrobe. Gestatten Sie mir vielleicht, es hereinzubringen?« – »Ja, aber vorher will ich den Förster empfangen, liebe Ella. Hier, trage das Brüderchen ins Kinderzimmer! Der kleine Schelm würde doch nur stören, wenn ich nachher das Kleid anprobiere.«



Alma drückte den Kleinen zärtlich an sich und gab ihm Kosenamen.

Sie erhob sich, trat aus der Fensterlaube hervor und reichte der Zofe den Knaben hin. In dieser Körperstellung kam ihre fast königlich zu nennende Gestalt zur vollen Geltung. Die Augen der Zofe blieben einen Augenblick lang an derselben haften und wandten sich dann schnell und mit einem versteckten Aufblitzen hinweg. Es war, als ob sie sich bemühen müsse, eine neidische Regung zu verbergen. Sie ergriff das Kind und verließ das Zimmer.

Draußen stand der Förster, eine mittelgroße, aber muskulöse Gestalt. Sein Gesicht war von den Unbilden des Wetters gebräunt und zeigte jene treuen, ehrlichen Züge, welche Leuten seines Standes häufig eigen zu sein pflegen.

»Treten Sie ein!«, sagte die Zofe, und zwar in einem Ton, der verriet, dass dieser Mann nicht ihre Sympathie besitze.

Der Förster zog die Brauen in die Höhe, ließ ein leises, schalkhaftes Lächeln sehen und antwortete:

»Jüngferchen, Jüngferchen! Sie zeigen allzu viel Lust zum Kommandieren. Wer möchte da wohl gern Freier sein?«

Er trat bei der Baronesse ein, die Zofe aber tat, als habe sie seine Bemerkung gar nicht gehört, und begab sich mit dem Knaben nach dem Kinderzimmer.

Sie hatte dasselbe noch nicht erreicht, als sich eine Tür öffnete und ein Herr aus derselben trat. Er war schlank gebaut und mochte vielleicht achtundzwanzig Jahre zählen. Sein Gesicht konnte nicht unschön genannt werden, doch es erweckte keineswegs eine große Sympathie, denn es trug bereits die Spuren der Schnelllebigkeit und leidenschaftlicher Erregungen. Als er die Zofe erblickte, blieb er, ihr in den Weg tretend, stehen.

»Ah, wie prächtig Ihnen so ein Knabe steht«, sagte er halblaut in jenem vertraulichen Ton, welchen hochgestellte Herren zuweilen hübschen Dienerinnen gegenüber anzusprechen pflegen. »Ich möchte Sie als Mama sehen!« – »Und ich Sie als Papa!«, antwortete sie, halb schnippisch, halb kokett. »Jedenfalls würden Sie sich dazu besser eignen, als zum Cousin.«

Es musste in ihren Worten oder in ihrem Ton etwas liegen, was ihn frappierte, denn er trat einen halben Schritt zurück und fragte:

»Wie meinen Sie das, Sie schöne, rätselhafte Teufelin?« – »Nun, fragen Sie sich selbst, ob Sie so gern der Cousin dieses Kleinen hier sind! Oder sind Sie etwa so sehr begeistert für ihn?« – »Schlange! Das sollen Sie mir bezahlen!«

Er streckte den Arm aus, um ihn um ihre Hüften zu legen, sie aber entschlüpfte ihm mit einer schlangenhaften Bewegung.

»Habe ich nicht recht?«, raunte sie ihm noch zu. »Ich denke, wir kennen uns!«

Dann eilte sie weiter und verschwand hinter der Tür der Kinderstube.

»Ein famoseres Frauenzimmer!«, flüsterte er, leise mit der Zunge schnalzend. »Üppig, schön, feurig und klug, leider fast ein wenig zu klug. Sie hat einen angeborenen Scharfsinn, der unter Umständen gefährlich werden kann. Es ist nicht gut, sie zur Feindin

zu haben. Woher weiß sie doch nur, dass dieser fatale Junge mir ein Dorn im Auge ist? Ich habe mir ja nicht das Geringste merken lassen, obgleich mich dieses nachgeborene Vetterchen um die erhoffte Erbschaft bringt.«

Er stieg höchst nachdenklich die Freitreppe nach dem Schlosshof hinab.

Der Förster war in das Zimmer der Baronesse getreten. Sie kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und sagte:

»Sie bringen mir Antwort aus dem Forsthaus, Papa Brandt?« – »Ja, gnädiges Fräulein. Meine Frau lässt sagen, dass sie kommen wird. Übrigens versteht sich das ja ganz von selbst!« – »Das freut mich sehr. Ich brauche die gute Mama sehr notwendig. Der König kommt mit Gefolge, viele andere Gäste sind zur Jagd geladen, so muss ich also alle verfügbaren Hände aufbieten. Waren Sie schon bei meinem Papa?« – »Ja. Ich habe die letzten Anweisungen des gnädigen Herrn Barons betreffs des Jagdarrangements erhalten. Wir bieten den hohen Gästen zu Ehren alles auf, was wir vermögen. Ein Gast aber wird kommen, welcher mir lieber ist als alle diese vornehmen Herren.«

Er zwinkerte dabei vertraulich mit den Augen, als ob es sich um ein angenehmes Geheimnis handle.

»Lieber als diese alle? Wer mag das sein?«, fragte sie. – »Hm! Eigentlich sollte ich es nicht verraten, aber die Freude macht mir das Schweigen zur Unmöglichkeit. Da, lesen Sie, gnädiges Fräulein!«

Er zog einen Brief aus der Tasche, den er ihr gab. Sie hatte kaum einen Blick auf die Unterschrift geworfen, da flog das Rot der Freude über ihre Wangen.

»Gustav!«, rief sie. »Ah, Gustav kommt! Wie schön das ist! Wir haben uns so sehr lange nicht gesehen!« – »Und ich sah ihn noch viel länger nicht!« – »Ja, ich habe in der Residenz mit ihm gesprochen. Er kommt zu Besuch?« – »Nein. Bitte lesen Sie!«

Sie wendete den Brief hin und her. Über ihr schönes Gesicht flog es beinahe wie eine kleine Verlegenheit, doch sie überwand dieselbe schnell.

»Was von Gustav kommt, darf nicht so flüchtig abgetan werden, lieber Papa Brandt«, sagte sie. »Wollen Sie mir den Brief nicht hierlassen? Ich bin jetzt anderweit so sehr in Anspruch genommen.«

Man sah es dem guten Mann an, dass ihn der Wunsch des schönen Mädchens ganz glücklich machte.

»Ja, gern, sehr gern!«, antwortete er. »Behalten Sie ihn hier, gnädiges Fräulein. Und da Sie so beschäftigt sind, will ich mich sogleich wieder zurückziehen.« – »Doch nicht, ohne dass ich Ihnen vorher einen Gruß an die gute Mama Brandt mitgebe. Sie wird sich freuen, Gustav wiederzusehen.«

Die Baronesse streckte ihm die Hand entgegen, die er nahm, als ob sich diese Vertraulichkeit ganz von selbst verstehe. Sie hatte, von einer schwächlichen Mutter geboren, als Kind an der Brust der Försterin gelegen und war somit die Milchschwester des Förstersohnes geworden, dessen Brief sie jetzt in den Händen hielt. Nach langer, langer Zeit, vor noch nicht ganz einem Jahr, war dann das kleine Brüderchen



nachgekommen, doch leider hatte die Mutter, die Baronin von Helfenstein, die Geburt desselben mit dem Leben bezahlen müssen.

Kaum hatte sich der Förster entfernt, so eilte die Baronesse an das Fenster. Aus den Augen, welche auf dem Brief ruhten, brach ein Blick des Glücks, so froh und hell wie ein Sonnenstrahl.

»Gustav, Gustav kommt!«, flüsterte sie. »Wie herrlich! Er ist der Einzige, der mich versteht, er und seine guten Eltern! Papa ist so ernst und seit Mamas Tod so verschlossen, und die anderen – ah, fast scheint es mir, als ob es nicht gar viele Menschen gebe, die man lieben darf!«

Sie öffnete den Brief und las ihn, und immer glücklicher ward der Ausdruck ihres Gesichts.

»Ja, ja«, sagte sie dann zu sich. »Das stand zu erwarten. Er ist reich, sehr reich begabt und wird schnell Karriere machen. Er schreibt so bescheiden, aber man kennt ja seinen Wert!«

War es nur schwesterliche Freude oder war es noch etwas anderes – sie gab sich darüber keine Rechenschaft, aber ganz unwillkürlich hob sich ihre Hand mit dem Brief, und ihre Lippen berührten die Stelle desselben, wo sich die Unterschrift befand. Doch schon senkte sich die Hand blitzschnell wieder. Die Zofe war eingetreten, einen Karton in den Händen tragend. Sie hatte den Kuss gesehen, stellte sich jedoch, als ob sie nichts bemerkt habe.

»Hier ist das Paket, gnädiges Fräulein«, sagte sie. »Darf ich öffnen?« – »Ja, tue es«, erwiderte die Baronesse.

Sie hatte sich, dem König zu Ehren, welcher am kommenden Tag zur Jagd erwartet wurde, aus der Residenz eine prachtvolle Robe verschrieben, welche jetzt dem Karton entnommen wurde. Die Blicke der Zofe hingen bewundernd an dem schweren Seidenstoff und dem reichen Ausputz des Kleids, und als sie dasselbe nun der Herrin zur Probe anlegte, bedurfte es ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um nicht den Neid merken zu lassen, der ihre Seele erfüllte. Als das letzte Heftel geschlossen war, rief sie im Ton aufrichtiger Freude:

»Wie herrlich! Wie köstlich! Das gnädige Fräulein können sich mit allen königlichen und kaiserlichen Prinzessinnen messen! Dieses Kleid sitzt zum Entzücken schön! Seine Majestät werden die gnädige Baronesse Alma von Helfenstein reizend und bewundernswert finden!« – »Spare diese Schmeicheleien!«, erklang es da von der Portiere her. Dort stand Almas Vater, der Baron Otto von Helfenstein, welcher, von beiden unbemerkt, eingetreten war und die Worte der Zofe vernommen hatte. Seine Stimme hatte einen unfreundlichen, beinahe harten Klang. Er gab der Zofe einen Wink, sich zu entfernen, und trat erst näher, als diese gehorcht hatte. Jetzt wurde sein ernstes Gesicht freundlicher. – »Es ist wahr, liebe Alma«, sagte er, »diese Robe kleidet dich ausgezeichnet, aber diese Ella lobt zu überschwenglich. Sie hat mir nie gefallen. Sie hat so ein aalglattes, geschmeidiges Wesen, und ich kann mich für solche Charaktere nicht

erwärmen. Ich glaube, sie ist falsch und heuchelt. Doch nicht, um dir dies zu sagen, komme ich zu dir, sondern aus einem anderen Grund.«

Es geschah selten, außerordentlich selten, dass der Baron die Gemächer seiner Tochter betrat. Kam es aber doch einmal vor, so gab es ganz gewiss etwas sehr Wichtiges zu verhandeln. Dass dies auch jetzt der Fall, war ihm anzusehen.

Er schritt nach einem Fauteuil, nahm bedächtig darauf Platz und musterte dann die Gestalt Almas, welche in Erwartung des Kommenden, sich leicht an den Schreibtisch lehrend, dastand.

»Ich muss wirklich sagen, dass deine Figur sogar tadellos ist«, meinte er, ihr zufrieden zunickend. »Man könnte vielleicht sagen, dass du eine Schönheit bist. Du brauchst da nicht zu erröten. Es ist ein Unterschied, ob ein Vater oder ein schmachtender Verehrer diese Worte gebraucht. Ein Mädchen soll sich schmücken, soll aber auch wissen, für wen es sich schmückt. Hast du dir diese Frage vielleicht schon ernstlich vorgelegt?«

Trotz der soeben gehörten Ermahnung des Vaters, trat eine erneute Glut auf die Wangen des reizenden Mädchens. Was wollte, was beabsichtigte er? Warum diese eigentümliche Frage?

»Nun, magst du mir nicht antworten?«, fuhr er fort. – »Aber Papa, ich verstehe dich nicht«, sagte sie, indem sie sich bestrebte, ihr inneres Gleichgewicht zu bewahren. – »Täusche dich nicht selbst! Ich bin überzeugt, dass du mich verstehst!« – »Nun, verstehe ich dich recht, so meinst du, ob es eine bestimmte Person gibt, für welche ich mich schmücken möchte?« – »Ja, das meine ich allerdings.« – »Es gibt keine solche.« – »Das ist mir in gewisser Beziehung lieb, denn es erleichtert mir die Mitteilung, welche ich dir zu machen beabsichtige. Du bist ein verständiges Mädchen; ich habe nie bemerkt, dass du zu Fantastereien hinneigst. Du wirst ganz meiner Ansicht sein, dass unser bevorzugter Stand Rücksichten fordert, welchen wir uns nicht entziehen dürfen. Es kann vorkommen, dass wir durch sie mit unserem Herzen, mit unseren Sympathien in Konflikt kommen; aber wir sind dennoch gezwungen, ihnen Rechnung zu tragen.«

Er hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, welchen Eindruck seine Worte auf die Tochter hervorgebracht hatten. Sie stand still vor ihm; ihre Augen ruhten fragend auf seinem Gesicht. Sie war um einen Schatten bleicher geworden, aber sie sagte nichts. Darum fuhr er fort:

»Weißt du bereits, dass ich den Hauptmann von Hellenbach mit geladen habe?« – »Sein Name stand auf der Liste der Gäste.« – »Nun, ich verfolge mit ihm einen ganz besonderen Zweck, der für dich von größtem Interesse ist. Sein Vater war mein intimster Freund, mein liebster Kamerad. Als er starb, berief er mich zum Vormund seines Sohnes und legte mir dessen Schicksal ans Herz. Was hältst du von dem Hauptmann?« – »Er ist kein Genie, aber ein Ehrenmann.« – »Ich sehe zu meiner Freude, dass du ihn richtig beurteilst. Genies pflegen die Ihrigen selten glücklich zu machen; ein Ehrenmann aber ist stets und vor allen Dingen darauf bedacht, seine beruflichen und familiären Pflichten zu erfüllen. Der Hauptmann ist dein Verlobter seit langer Zeit!«

Alma machte eine Bewegung größter Überraschung. Ein einziger Augenblick hatte genügt, alles Blut aus ihren Wangen zu treiben.

»Mein – Ver– lobter?«, fragte sie beinahe stammelnd. – »Ja. Ich habe das seinem sterbenden Vater in die Hand versprochen. Du, als brave und verständige Tochter, wirst mir die Erfüllung meines Wortes nicht erschweren. Oder hättest du etwas gegen Hellenbach?« – »Nein«, antwortete sie, noch immer unter dem Eindruck eines Schreckens, den sie zu verbergen suchte. »Ich habe nichts für und nichts gegen ihn.« – »Das ist die richtige Stimmung. Standesehen geht man kühl ein. Es ist das eine der wohlberechtigten Eigenschaften des Adels. Ich freue mich, dass du meine Eröffnung ohne alle Leidenschaftlichkeit entgegennimmst. Deine Antwort ist natürlich eine zustimmende, denn diese Verbindung wird allen Ansprüchen gerecht, welche man auf beiden Seiten vernünftigerweise zu machen berechtigt ist.«

Jetzt hatte Alma ihre Fassung vollständig wiedererlangt. Sie kannte ihren Vater. Er selbst hatte eine Konvenienzheirat geschlossen und mit ihrer Mutter zwar in Eintracht, aber nicht in übermäßigem Glück gelebt. Er trennte sich schwer von einem Plan; offener Widerstand erregte ihn. Im gegenwärtigen Fall war es am geratensten, äußerlich kühl zu bleiben und über das Weitere in aller Ruhe nachzudenken. Es war ihr, als hätte sie ein Schlag getroffen, ein Schlag ins tiefste Herz hinein, wo bisher ein Geheimnis geruht hatte, dessen Lösung ihr noch niemals nahegelegt worden war. Sie verbarg das Gefühl eines plötzlichen Schmerzes, welches so schreckhaft über sie gekommen war, und fragte in möglichst gleichgültigem Ton:

»Hat der Hauptmann davon gewusst?« – »Längst!« – »Und er hielt es nicht für der Mühe wert, mir eine Andeutung zu machen oder mich merken zu lassen, dass er ein mehr als gewöhnliches Interesse für mich hegt?« – »Wozu? Du warst ihm ebenso sicher, wie er dir. Er ist ein stiller, überlegender Charakter und kein Brausekopf. Er weiß, dass ihr vortrefflich zusammenpasst, und hat ruhig abgewartet. Nun die Zeit gekommen ist, wird er mit dir sprechen. Er trifft bereits heute hier ein, und wie ich ihn kenne, kannst du dann sofort seine Erklärung erwarten.«

Es huschte ein beinahe bitteres Lächeln um ihren schönen Mund; ihre Finger zuckten krampfhaft in den Falten des seidenen Kleids, und ihr Busen hob sich unter einem tiefen Seufzer, den sie nicht zu unterdrücken vermochte.

»Habt ihr beide nicht ein wenig unvorsichtig gehandelt, lieber Vater?«, fragte sie. »Ich wusste nichts von eurem Plan. Wie nun, wenn ein anderer unterdessen meine Sympathie gewonnen hätte?« – »Sympathie, Zuneigung, Liebe – pah! Eine Baroness von Helfenstein kennt ihren Rang und weiß ihn auch gegen solch menschliche Schwachheiten zu behaupten. Mir genügt die Überzeugung, dass ich mit dir zufrieden sein werde.«

Er war ein guter, freundlicher und freigebiger Vater, aber vor allen Dingen Edelmann. Die Standesrücksicht stand ihm wenigstens ebenso hoch, wie die Sorge um das Wohl der Seinigen. Alma war zwanzig Jahre lang sein einziges Kind gewesen, und er hatte ihr während dieser Zeit möglichst jeden Wunsch erfüllt. Nun aber verlangte er auch, dass sie

sich heute seiner Anordnung füge. Er liebte sie, aber Robert, das nachgeborene Söhnchen, stand als Stammhalter seiner Sorge dennoch näher als sie. Darum befand sich das Kinderzimmer in unmittelbarer Nähe seines eigenen Kabinetts, und darum nahm er jetzt den Gehorsam der Tochter als etwas ganz Selbstverständliches an. Er sprach noch einen kurzen, nicht mehr als freundlichen Gruß und entfernte sich dann.

Alma blieb allein zurück. Sie brauchte sich nicht mehr zu beherrschen. Der Ausdruck kalter Gleichgültigkeit wich aus ihrem Gesicht, und ihre Züge sprachen nun unverhohlen den Schreck aus, welcher sie bei der Eröffnung des Vaters ergriffen hatte.

»Hellenbachs Braut!«, flüsterte sie, indem sie leise das Haupt schüttelte. »Und das so ganz plötzlich, so unvorbereitet! Man hat es nicht einmal für nötig befunden, es mich während dieser langen Zeit wissen zu lassen! Man hat über mich verfügt, so eigenmächtig, wie man über den Kauf eines Pferdes bestimmt. Soll ich mich fügen? Kann ich mit gutem Gewissen die Frau eines Mannes werden, dessen Glück mir nicht mehr am Herzen liegt, wie dasjenige irgendeines anderen?«

Sie trat an den Tisch und öffnete ein Album. Unter den darin enthaltenen Fotografien befand sich auch diejenige Hellenbachs. Alma betrachtete dieselbe.

»Nicht schön und nicht hässlich, nicht einmal interessant. Er ist ein Offizier gewöhnlicher Begabung, der seine Pflicht tut und in dreißig Jahren sich als Oberst pensionieren lassen wird, und an diese unbefriedigende Existenz soll ich gefesselt sein? Was aber kann ich dagegen tun? Oh, Mutter, Mutter, lebstest du noch! An deinem Herzen würde ich nicht umsonst nach Rat und Trost verlangen. Diese kalte Selbstverständlichkeit des Vaters ist weit schlimmer, als wenn er hart und grausam wäre. Ich habe einen Vater, und dennoch bin ich einsam. Mein Herz ist ohne Schutz und Fürsprecher, und gleichwohl hat es ganz allein über Glück und Unglück zu bestimmen.«

Ihr feucht gewordenes Auge war auf das Album gerichtet, in welchem ihre Hand planlos weiterblättert. Da plötzlich belebte sich ihr Blick. Sie hatte ein Bild aufgeschlagen, welches wie eine stumme und doch beredte Antwort auf ihre Klage ihr entgegenblickte. Es war die Fotografie eines Jünglings mit schönen, hochinteressanten, geistreichen Zügen. Seine großen, dunklen Augen sprachen ebenso wohl von einer tief empfindenden Seele, wie von einer eigenartigen und hoch ausgebildeten Intelligenz. Das Auge des Beschauers war gezwungen, länger bei diesem Kopf zu verweilen.

»Gustav!«, sagte sie. »Bruder Gustav. Wie ganz, ganz anders ist er als jener! Er, der arme Förstersohn, trägt ganz die Vorzüge einer fürstlichen Abstammung an sich.«

Je länger ihre Augen auf dem Bild verweilten, desto inniger und liebevoller wurde ihr Blick.

»Wenn er Hellenbach wäre!«, flüsterte sie.

Sie blickte sich schnell um, als ob sie befürchtete, von jemandem gehört zu werden. Sie hatte da einen Gedanken ausgesprochen, welcher zwar bereits als leise, unbestimmte Ahnung in ihrem Herzen geruht hatte, aber ihr bisher niemals zum Bewusstsein gekommen war, und fortgerissen von dieser augenblicklichen Empfindung hob sie das

Album empor und drückte einen Kuss auf die Fotografie.

»Er kommt; er kommt ja! Von ihm werde ich den besten Rat erlangen. Hier aber ist es mir zu eng; hier wird mir's bange; ich muss hinaus aus dem Zimmer!«

Sie legte die Seidenrobe ab und griff zu einem anderen Gewand.

## 2. Kapitel

Als die Zofe Ella durch den Wink des Barons aufgefordert worden war, das Zimmer zu verlassen, hatte sie geahnt, dass die Unterredung zwischen Vater und Tochter wichtig sein werde. Darum war sie auf den Gedanken gekommen, draußen zu lauschen, und – sie hatte alles gehört.

Als sie bemerkte, dass der Baron gehen werde, hatte sie sich schleunigst entfernt. Jetzt kehrte sie zurück und beeilte sich, ihrer Herrin beim Umkleiden zu helfen.

»Ich gehe nach dem Tannenstein«, sagte Alma, als sie fertig war. »Man wird meiner wohl jetzt nicht bedürfen.«

Sie ging, und die Zofe schaute ihr nach, bis sie durch das Tor geschritten war.

»Da ist sie fort, die Braut Hellenbachs, die Schöne, die Unvergleichliche!«, murmelte Ella. »Sie sah nicht sehr glücklich aus! Und da, das Album aufgeschlagen! Ah, das Bildnis Brandts! Sie hat ihn mit Hellenbach verglichen; sie liebt den Förstersohn!«

Die dunklen Augen der Zofe leuchteten in tückischem Licht.

»Und da«, fuhr sie fort, »ein Brief! Sie hat vergessen, ihn einzuschließen. Von wem mag er wohl sein?«

Sie nahm das Papier, öffnete es und las:

»Meine lieben Eltern!

Ihr wisst am besten, in welchem Maße bei Euch da oben die Wilderei und Pascherei betrieben wird. Die Schmuggler ziehen in förmlichen Karawanen herüber und hinüber und liefern den Grenzern geradezu Gefechte. Man vermutet, dass sie eine feste Organisation und ein festes Oberhaupt besitzen. Eine Eingabe des Herrn Barons von Helfenstein, in welcher er um außerordentliche Hilfe bittet, hat der Behörde vollends die Augen geöffnet. Man wird Militär detachieren und hat außerdem beschlossen, insgeheim einen gewandten Polizeibeamten zu senden, der die Aufgabe hat, den Verbrechern das Handwerk zu legen. Nun denkt Euch mein Entzücken: die Wahl ist auf mich gefallen. Ich habe schleunigst abzureisen und sende Euch kurz vor dem Einpacken diese Zeilen, um Euch von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Wenn Ihr den Brief erhaltet, bin ich bereits unterwegs.

In herzlichster Liebe Euer glücklicher  
Gustav.«

Die Zofe legte den Brief zusammen und wieder an seine vorige Stelle. Es blitzte wie Schadenfreude über ihr Gesicht.

»Wie gut, dass dieser Brief in meine Hände fiel!«, flüsterte sie. »Ich muss meinen Bruder warnen. Dann mag Brandt sehen, ob er einen Pascher fängt.«

Jetzt fiel ihr Auge auf die neue Robe Almas.

»Welch ein herrliches Kleid«, sagte sie zu sich selbst. »Warum bin ich nicht als die

Tochter eines Freiherrn geboren? Welch eine Figur würde ich in diesem Kleid geben! Oder bin ich etwa weniger hübsch als diese Alma? Noch gestern erst sagte ihr Vetter, dass ich nicht nur hübscher, sondern sogar viel, viel schöner sei als sie. Sie ist nach dem Tannenstein, und vor zwei Stunden kann sie nicht zurück sein. Wie wäre es, wenn ich das Kleid einmal anprobierte? Ich muss sehen, ob ich es verstehe, mich in einer solchen Toilette zu bewegen.«

Sie war eine volle, hohe Brünette von noch nicht viel über zwanzig Jahren und hatte ein Recht, sich für eine Schönheit zu halten. Ihr dunkelwelliges Haar, ihre feurigen Augen, ihr etwas scharf gebogenes Näschen, der ein wenig breite, kräftig gezeichnete Mund, das alles harmonierte mit der Energie, welche sich in ihren Bewegungen aussprach. Dieses Mädchen musste einen festen Willen besitzen.

Der so schnell gefasste Entschluss wurde schleunigst ausgeführt. Ella legte das einfache, schwarze Kleid, welches sie trug, ab und griff dann zur Seidenrobe. Dabei fiel ihr Blick in den hohen Pfeilerspiegel. Sie blieb unwillkürlich mit ausgestreckten Armen stehen. Ihre Augen leuchteten auf, und um ihre Lippen spielte ein stolzes, selbstgefälliges Lächeln. Sie warf den Kopf wie herausfordernd zurück und sagte:

»Das, ja, das ist die richtige Stellung, um beurteilen zu können, ob ich schön bin! Ich bin schön, schöner als tausend andere! Dieser kleine und doch kräftige Fuß, dieses Bein, diese Rundung der Hüften, diese Büste, dieser Arm. Wahrhaftig, ich könnte unmöglich schöner sein! Doch für wen besitze ich diese Schönheit? Um die Frau irgendeines Kochs, Kammerdieners oder Leibjägers zu werden? Kann ein solcher Mensch beurteilen, welchen Schatz er in mir besäße?«

Sie schüttelte trotzig den Kopf und zog die Brauen zusammen.

»Wer von der Natur so bevorzugt worden ist wie ich, der muss mit seinen Vorzügen zu rechnen verstehen. Dieser Herr Franz von Helfenstein ist so dumm, zu glauben, dass er seine reiche Cousine bekommen werde! Er sollte mich sehen, so wie ich hier stehe! Und dann erst im Seidenkleid! Ziehen wir es also einmal an.«

Das Kleid schmiegte sich eng um die vollen Formen der Zofe. Die Taille war tief ausgeschnitten, sie schloss auf den Achseln in Spitzenbuketts, ohne in Ärmel überzugehen.

»Da ist die Hofdame fertig«, sagte sie. »Kein Graf brauchte sich zu schämen, an meiner Seite zu sitzen! Sehen wir einmal, wie sich die Schleppe legt!«

Sie schritt langsam auf und ab. Der schwere, seidene Stoff rauschte knisternd über den Teppich dahin, daher kam es wohl, dass die Zofe ein leichtes Klopfen überhörte. Die Portieren hinter ihr wurden auseinandergeschlagen, ohne dass sie es bemerkte, und Franz von Helfenstein, mit dem sie vorhin auf dem Korridor gesprochen hatte, trat ein. Als er das Mädchen erblickte, machte er eine Bewegung der Überraschung und rief aus:

»Donnerwetter! Ella! Ich glaubte, Cousine Alma hier zu treffen!«

Sie stieß einen Schrei aus und fuhr erschrocken herum.

»Mein Gott, Herr Baron, ich habe vergessen, die Tür im Vorzimmer zuzuriegeln!« –

»Das ist allerdings eine ganz bedeutende Vergesslichkeit!«

Er war näher getreten und betrachtete sie mit gierigen Blicken. In seinen Augen flackerte es eigentümlich und unbestimmt auf, etwa wie Irrlichter, die über der trüben Fläche eines Sumpfes tanzen.

»Ich wollte – wollte –«, stotterte sie in größter Verlegenheit. – »Sie wollten einmal dieses Kleid anlegen, um zu sehen, ob ich wirklich recht hatte, als ich gestern behauptete, dass Sie viel schöner seien als Alma! Nicht wahr?«

Sie erglühte bis tief in den Nacken hinein. Um seine Lippen aber spielte ein faunisches Lächeln. Er ergriff mit der Linken ihre eine Hand, strich ihr mit der Rechten in grob sinnlicher Liebkosung über den nackten Arm und sagte:

»Liebe Ella, Sie können sich immerhin eingestehen, dass Sie schön sind; auch ich tue das. Lassen Sie mich Ihnen meine Huldigung darbringen, so, wie Sie es verdienen.«

Er zog sie an seine Brust. Sie sträubte sich leise, aber keineswegs ernstlich, und dabei flüsterte sie:

»Herr Baron, Sie lieben ja doch eine andere.« – »Eine andere? Hm! Meinen Sie etwa, dass man nur die schön finden kann und küssen darf, welche man liebt?« – »Ja. Ich meine, dass man treu sein muss.« – »Das bin ich ja. Ich bin der Schönheit treu; denn ich huldige ihr und bete sie an, wo ich sie nur immer finde. Komm, du prächtiges Kind! Ich will dir zeigen, wie ich dich bewundere und anbete.«





»Liebe Ella, lassen Sie mich meine Huldigung darbringen.«

Er ließ sich auf einen Sessel nieder, zog sie auf seinen Schoß, legte die Arme fest um sie und küsste sie, ohne dass sie sich Mühe gab, ihm ernststen Widerstand zu leisten.

Er war wie berauscht von dem Anblick so vieler Reize; sie aber duldete seine feurige Umarmung mehr aus Berechnung als aus einem anderen Grund.

»Nicht so ungestüm, Herr Baron! Solche Liebkosungen darf ich nur von dem entgegennehmen, welcher einst mein Mann sein wird.« – »Dein Mann? Oh, das wäre herrlich! Ich wollte, dass du mein Weibchen sein könntest! Dann würden wir unserer Liebe froh werden, ohne befürchten zu müssen, überrascht zu werden.« – »Sie haben recht«, antwortete sie, indem sie eine Bewegung machte, von ihm loszukommen, »das gnädige Fräulein kann jeden Augenblick zurückkehren. Bitte, lassen Sie mich!« – »Nicht so schnell! Ich muss mir vorher noch ein Dutzend Küsse nehmen!« – »So machen Sie schnell«, antwortete sie, indem sie ihm den Mund entgegenhielt. – »Oh, das genügt noch nicht! Ich will zu den Küssen auch noch das Versprechen, dich heute Abend wiedersehen zu dürfen.« – »Das ist unbescheiden, Herr Baron.« – »Die Liebe ist niemals bescheiden! Wäre sie es, so wäre sie ja keine Liebe zu nennen. Also bitte, bitte, liebe Ella!«

Er zog ihr Haupt zu sich heran, bohrte seinen flammenden Blick tief in ihre Augen, küsste sie glühend viele Male und sah sie dann erwartungsvoll an.

Sie tat, als ob sie dieser Zärtlichkeit nicht widerstehen könne.

»Wo?«, fragte sie. – »Im Garten.« – »Und wann?« – »Wenn alles zur Ruhe ist! Das wird ungefähr um Mitternacht sein. Wirst du kommen, mein liebes, reizendes Mädchen?«

Sie schüttelte zögernd den Kopf und antwortete:

»Ich möchte wohl, denn mein Herz treibt mich dazu; aber –« – »Dein Herz treibt dich dazu?«, fiel er ihr schnell in die Rede. »Ist das wahr? Du liebst mich also, Ella?«

Es gelang ihr, wie in mädchenhafter Scham zu erröten. Dann antwortete sie, die Hand seufzend auf ihr Herz legend:

»Fast glaube ich es, Herr Baron, und das ist schlimm, denn diese Liebe wird ja auf alle Fälle eine unglückliche sein.«

Da drückte er sie mit aller Kraft an sich, so dass ihr fast der Atem verging, und sagte:

»Sie wird ganz im Gegenteil eine sehr glückliche sein. Die Liebe ist da, um genossen zu werden, und wer sie genießt, dem bringt sie Glück. Wirst du kommen, mein Leben?« – »Ich will versuchen, ob ich kann.« – »Das genügt nicht, ich brauche ein festes Wort! Ja oder nein?« – »Nun gut, ja.«

Sie erhob sich von seinem Schoß. Auch er stand auf, richtete noch einen verzehrenden Blick auf sie und fragte:

»Hoffentlich lässt du mich nicht vergebens warten? Wo ist die Cousine?« – »Nach dem Tannenstein.« – »Ganz allein?« – »Ja.« – »Welche Unvorsichtigkeit! Jetzt, da die Pascher und Wilderer in so verwegener Weise ihr Wesen treiben, sollte eine Dame selbst am hellen Tag sich nicht allein nach einem so abgelegenen Ort wagen.«

Sie warf den Mund auf und bemerkte:

»Der Baron scheinen sehr besorgt um das gnädige Fräulein zu sein!« – »Pah!«,

antwortete er nachlässig. »Sie ist ja meine Cousine! Oder meinst du etwa gar, dass ich verliebt in sie bin?« – »Das wohl weniger; aber eine gute Partie ist sie jedenfalls, und der Herr Baron verstehen ja zu rechnen.«

Er fühlte sich getroffen. Es war heute bereits das zweite Mal, dass sie Verständnis für seine innersten Gedanken und Pläne zeigte.

»Du irrst«, sagte er. »Hier hast du dich verrechnet!« – »Desto besser für Sie, gnädiger Herr!« – »Wieso?« – »Weil Sie niemals auf Erhörung rechnen dürfen. Das gnädige Fräulein liebt bereits und zwar mit großer Innigkeit.« – »Ah! Wen?« – »Diesen da.«

Ella zeigte auf das noch immer offen daliegende Album. Der Baron warf einen Blick auf das Bild und sagte im Ton unangenehmster Überraschung:

»Brandt? Ihn liebt sie?« – »Ja. Sie küsst sogar seine Briefe.« – »Alle Teufel! Das sollte ihr Vater wissen!« – »Der würde jetzt wohl nur darüber lächeln. Er hat seine Vorkehrungen gut getroffen. Die Baronesse ist verlobt.«

Bei diesem Wort wich der Baron unangenehm überrascht zurück. »Verlobt?«, rief er aus. »Mit wem denn?« – »Mit dem Hauptmann von Hellenbach.«

Da wurde der Baron leichenblass. Man hörte seine Zähne knirschend aufeinandertreffen; dann stieß er hervor:

»Dieser? – Der Hellenbach! – Ah! – Der mag sich ja in Acht nehmen!« – »Ja, es ist ihm weniger um die Baronesse, als um die Baronie zu tun.«

Sie sagte das, als ob es sich um etwas ganz und gar Unverfängliches handle; und doch sah er ihr äußerst erschrocken ins Gesicht.

»Wie meinst du das?«, fragte er. »Was willst du damit sagen?« – »Oh, nichts, als dass Sie gerade jetzt recht Unangenehmes erfahren, erst die Geburt des kleinen Stammhalters und nun die Verlobung Ihrer Cousine mit diesem Hellenbach, der übrigens noch heute hier eintreffen wird.«

Über der letzteren Bemerkung vergaß er ganz den ersten Teil ihrer Rede.

»Donnerwetter! Heute noch?«, rief er. – »Der gnädige Herr sagte es zum Fräulein.« – »Hole der Teufel diesen verdammten Hellenbach! Doch, genug! Also du kommst heute um Mitternacht in den Garten?« – »Gewiss, gnädiger Herr.« – »So lebe wohl bis dahin!«

Er umarmte und küsste sie; dann entfernte er sich.

Als er draußen an der Freitreppe vorüberwollte, kam ein Herr dieselbe heraufgestiegen. Dieser war älter als Helfenstein. Er ging in einfachem Zivil, doch war ihm der Offizier leicht anzusehen. Dieser neue Ankömmling blieb, als er den Baron erblickte, stehen. Sein Gesicht war eisig kalt, und nur in seinen Augen flackerte es eigentümlich auf, als er fragte:

»Franz von Helfenstein! Ah! Was tun Sie hier?«

Der Neffe des Schlossherrn konnte seine Verlegenheit doch nicht ganz verbergen.

»Vergessen Sie vielleicht, Herr Hauptmann, dass ich hier bei Verwandten bin?«, antwortete er mit mühsam bewahrter Fassung. – »Nein, das vergesse ich nicht. Aber haben Sie denn keine Ahnung davon, dass ich eingeladen bin?« – »Nein.« – »Gut! So

lassen Sie uns sofort unser Arrangement treffen. Sie ahnen wohl, an welche Angelegenheit ich jetzt denke?« – »Ich glaube, es vermuten zu können. Aber wir dürften wohl einen anderen Ort und eine andere Stunde wählen!« – »Ort und Zeit sind die rechten. Wo ich Sie treffe, da rede ich mit Ihnen, also gegenwärtig hier. Entsinnen Sie sich! Wir befanden uns im Bad und trafen uns beim Spiel. Sie baten mich um zweitausend Mark auf vierundzwanzig Stunden gegen Ehrenwort. Am anderen Tag waren Sie verschwunden, ohne mich bezahlt zu haben. Und weshalb? Weil bekanntgeworden war, dass Sie ein Schurke sind, welcher es versteht, dem Glück –« – »Herr von Hellenbach!«, rief der Baron.

Er war bleich geworden wie eine Leiche. Hellenbach zuckte die Achsel und entgegnete: »Schreien Sie nicht so! Ich habe mit Ihnen zu sprechen, und was ich Ihnen zu sagen habe, werde ich Ihnen unter allen Umständen mitteilen, selbst wenn Sie die gesamte Dienerschaft herbeischreien sollten! Also, fahren wir fort: – weil Sie es verstanden hatten, dem Glück beim Spiel durch gewisse Manipulationen nachzuhelfen. Jetzt treffe ich hier ein, und der Erste, welcher mir begegnet, sind Sie. Ihr Oheim ist ein Ehrenmann und mein Freund; auch habe ich noch anderweiten Grund, Ärger von ihm fernzuhalten. Darum habe ich bisher gegen ihn über Sie geschwiegen. Aber an einem und demselben Ort kann ich mit einem Mann, der keine Ehre mehr hat, nicht bleiben. Natürlich bin nicht ich es, der weichen wird, sondern Sie werden es sein. Aus Rücksicht auf Ihren Herrn Oheim will ich Ihnen noch eine Gnadenfrist geben. Zahlen Sie mir binnen jetzt und vierundzwanzig Stunden, also bis morgen um dieselbe Stunde, die zweitausend Mark, so soll kein Mensch von dieser Angelegenheit erfahren. Sie dürfen dann abreisen, ohne von mir blamiert zu werden; denn von Ihrem Hierbleiben ist auch in diesem Fall keine Rede. Zahlen Sie aber nicht, so decke ich Ihre Ehrlosigkeit vor allen Jagdgästen auf!«

Das war eine lange, scharfe Rede. Der Baron hatte sie mit keinem Wort, mit keiner Silbe unterbrochen. Er schien überhaupt die Fähigkeit der Sprache für den Augenblick verloren zu haben. Desto beredter aber waren seine Züge. Auf seinem Gesicht zeigten sich Scham, Zorn, Furcht und Mut. Jedenfalls kannte er den Hauptmann. Er wusste, dass derselbe einen lange gehegten Entschluss ausgesprochen habe, und dass einem so eisenfesten, ehrenwerten Charakter nicht ein Jota abzurufen sei. Helfenstein hätte ihn am liebsten umgebracht; aber er wusste sehr genau, dass ihn nur die äußerste Selbstbeherrschung retten könne. Er zwang also seinen Grimm zurück und sagte, indem seine Stimme allerdings von innerer Aufregung bebte:

»Sie können sich denken, dass ich auf Ihre Anschuldigungen und die Bedingungen, welche Sie mir stellen, kein Wort der Entgegnung habe. Die Angelegenheit wird bis morgen geordnet sein; nur bedinge ich mir Ihr Ehrenwort, dass kein Mensch etwas von der Sache erfährt oder bis morgen zu der festgesetzten Zeit von ihr erfahren wird.« – »Sie haben das Ehrenwort. Adieu!«

Nach diesen, unter verächtlichem Achselzucken gesprochenen Worten drehte sich der Hauptmann um. Er gehörte zu denjenigen Charakteren, welche alles Falsche unerbittlich

hassen und verfolgen, weil an ihnen selbst kein Falsch ist.

Franz von Helfenstein hatte in sein Zimmer zurückkehren wollen; die Begegnung mit Hellenbach aber gab seinen Schritten eine ganz andere Richtung. Er stieg die Freitreppe hinab und verließ das Jagdschloss, um seiner Erregung im kühlen Wald Herr zu werden. Er sann und sann, um zu einem Resultat zu kommen. Endlich blieb er stehen und sagte, mit der geballten Faust nach dem Schloss zurückdrohend:

»Einen Schurken hat er mich genannt, einen ehrlosen Menschen? Hölle, Tod und Teufel, das wird gerächt, fürchterlich gerächt! Ich muss ihn bezahlen; aber woher das Geld nehmen? Der Oheim hilft mir nicht mehr aus der Not. Ich verlangte heute früh lumpige fünfhundert Mark von ihm, und er verweigerte sie mir, weil er nicht länger Tropfen ins Meer tragen wolle. Wie würde er erstaunen, wenn ich jetzt zweitausend verlangte! Er hat Geld, massenhaft Geld! Ihm ist ja alles zugefallen, die ganze Herrschaft, während wir anderen mit einer elenden Kleinigkeit abgefunden wurden. Wäre er tot, und hätte er diesen Knaben nicht, so hätte Alma einige Hunderttausende zu erwarten, und das andere wäre alles, alles mein! Könnte man doch dem Schicksal nachhelfen! Hm! Gibt es denn gar keine Möglichkeit? Sie soll Hellenbach heiraten, und das muss ich hintertreiben. Sie liebt ihn keinesfalls. Ha! Ist es denn nicht möglich, dass ich ihr lieber wäre als er? Dann wäre mir geholfen! Welch ein Streich! Sie kann sich nicht glücklich fühlen. Ich erlöse sie von diesem Hellenbach, indem ich sie für mich erobere; ich trete als ihr Retter auf. Ich bin überzeugt, dass ihr mein Antrag hochwillkommen ist. Zwar soll sie diesem widerwärtigen Brandt gut sein; aber das ist ja gar nicht zu glauben. Die Baroness Alma von Helfenstein und ein Polizeibeamter! Pah! Das ist eine Liebelei, die ich vergeben kann, da ja auch ich den Freuden der Liebe nicht abgeneigt bin. Sie ist auf dem Tannenstein. – Also hin zu ihr!«

# 3. Kapitel

Der Hauptmann von Hellenbach wollte sich direkt zum Besitzer des Schlosses begeben, um seine Ankunft zu melden: da aber trat die Zofe Ella aus der Tür. Sie grüßte, und er hielt sie durch eine Handbewegung an und fragte:

»Ist das gnädige Fräulein zu sprechen?« – »Nein. Sie ist ausgegangen.« – »Wohin?« – »Nach dem Tannenstein.« – »Aber der Baron ist disponibel?«

Da fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf. Wie nun, wenn sie ihrer Herrin den verhassten Verlobten sofort auf den Hals hetzte? Alma war gegangen, um sich innere Ruhe zu holen; es musste ihr äußerst unangenehm sein, dem aufgezwungenen Bräutigam zu begegnen. Darum antwortete Ella auf Hellenbachs Frage:

»Ich glaube kaum. Der Herr Baron sind jetzt noch von den Vorbereitungen für die Jagd außerordentlich in Anspruch genommen. Aber das gnädige Fräulein würde sich gewiss freuen, Ihnen auf dem Tannenstein zu begegnen. Es ist so einsam dort, und die Gegend ist seit einiger Zeit fast unsicher zu nennen.« – »Ah! Wirklich? Ich erinnere mich des Tannensteins. Ich werde ihn finden. Sie haben recht; ich darf den Baron nicht stören.«

Er ging. Er hatte bisher keine glühende Leidenschaft für Alma gefühlt. Sie war schön, reich und von altem Adel. Die Verbindung mit ihr war also vorteilhaft zu nennen. So hatte er sich gesagt, aber als er nun durch den Wald ging, um das schöne Mädchen aufzusuchen und mit demselben von dieser Verbindung zu sprechen, da wurde es ihm denn doch recht eigentümlich zumute. Es war ihm, als sei Alma bereits ein Stück von ihm selbst geworden, ein Teil seines eigenen Wesens, auf den er unmöglich verzichten könne. Er trug, ohne sich darüber klar zu sein, eine tiefe Liebe zu dem herrlichen Mädchen in seinem Herzen.

Bei seinen früheren Besuchen hatte er den Tannenstein kennengelernt. Er glaubte, den Weg leicht finden zu können, aber er musste bald einsehen, dass er in die Irre gegangen sei. Er musste die Richtung ändern, und so dauerte es ziemlich lange, ehe er sein Ziel erreichte. –

Unterdessen hatte auch die Zofe Ella das Schloss verlassen. Sie wollte ihr Vorhaben ausführen und ihren Bruder vor Gustav Brandt warnen.

Gar nicht weit von dem Jagdschloss Hirschenau lag das Dörfchen Helfenstein, in welchem ihr Bruder wohnte. Er war gegenwärtig der Anführer der Schmuggler. Ella wusste das, hütete sich aber natürlich, es zu verraten. Sie fand ihn daheim und erzählte ihm, was in dem Brief Brandts gestanden hatte. Er lachte höhnisch und sagte:

»Deine Warnung ist überflüssig; ich bin bereits unterrichtet. Wir haben in der Residenz unsere Spione, welche uns gut bedienen, weil sie gut bezahlt werden. Dass Brandt kommen wird, habe ich ebenso genau gewusst, wie dass man uns Militär senden wird. Brandt ist ein junger Kerl, aber trotzdem ein gescheiter Kopf. Er hat sich bereits vielfach ausgezeichnet und steht in hohem Ansehen bei seinem Vorgesetzten; aber er soll sich

hüten, mit uns anzubinden. Sie senden gerade ihn, weil er hier geboren ist und alle Schliche kennt; aber mir ist er doch nicht gewachsen. Wenn er mir unbequem wird, hat es mit ihm ein Ende.«

Sie erschrak. Brandt war eine Zeitlang heimlich ihr Abgott gewesen; sie liebte ihn eigentlich noch. Er aber hatte alle ihre Bemühungen, ihn in ihre Netze zu ziehen, siegreich durchkreuzt. Jetzt nun drohte ihm Gefahr.

»Du willst ihn töten?«, fragte sie. – »Das wird sich finden. Ich habe bei meinen Paschern eine eiserne Disziplin eingeführt. Sogar von der Todesstrafe mache ich Gebrauch. Einen Feind, der unsere Sicherheit bedroht, werde ich natürlich noch weniger schonen als einen meiner Untergebenen. Übrigens werden wir wohl nicht so leicht miteinander in Kollision geraten. Ich beabsichtige, in unseren Unternehmungen eine längere Pause eintreten zu lassen, bis das Militär wieder zurückgezogen worden ist. Heute Abend wird der letzte Coup ausgeführt, der aber darum ein ganz bedeutender ist. Es handelt sich um viele, viele Tausend, welche wir dabei verdienen. Dann mag Brandt kommen. Er wird hier sitzen und keine Spur eines Paschers finden. Übrigens bin ich auch aus einem anderen Grund zu einer längeren Pause gezwungen. Ich habe unter meinen Leuten einige Kerle, denen ich nicht traue. Ich musste den Bruder des einen erschießen lassen; der Grund ist Nebensache; nun glaube ich gar, dass ich selbst nicht mehr meines Lebens sicher bin.« – »Du bist zu hart, zu streng gewesen. Man darf die Saiten nicht zu stark anspannen, sonst reißen sie.« – »Unsinn! Bei dem Gesindel, welches ich kommandiere, muss Strenge sein. Jetzt lebe wohl! Ich habe Wichtigeres zu tun, als hier zu plaudern.«

Sie ging. Sie war so in Gedanken versunken, dass sie von dem geraden Weg nach dem Schloss abkam, allein, als sie das bemerkte, ging sie trotzdem weiter.

Baron Franz von Helfenstein gab ihr besonders zu denken. Sie war eine wohlhabende Bauerntochter und nur deshalb in den Dienst der Baronesse Alma getreten, weil das herrschaftliche Leben ihr besser gefiel als die Eintönigkeit des Gebirgsdorfes. Sie wusste, dass sie schön war; sie kannte die Macht der Schönheit, und sie wollte emporsteigen. Wie nun, wenn dieser Franz von Helfenstein auf irgendeine Weise, durch Liebe oder Zwang, vermocht werden könnte, sie zu heiraten? Dann war sie Baronin, allerdings nicht reich, aber – hm, konnte nicht der kleine Robert sterben?

Es waren wunderliche, sogar gefährliche Gedanken, mit denen sie sich beschäftigte. Sie achtete gar nicht mehr auf ihre Umgebung, bis sie rasche Schritte vor sich vernahm. Sie blickte auf und zuckte zusammen. Vor ihr stand ein junger Mann, ganz in Grau gekleidet, mit einem ledernen Ränzchen auf dem Rücken und einem Knotenstock in der Hand, eine farbige Mütze auf dem Kopf.

Sie erkannte ihn sofort; sie waren ja in demselben Ort geboren und erzogen. Sie nannten sich sogar »du«. Es war Gustav Brandt, der erwartete Polizeibeamte aus der Residenz. Da er Almas Milchbruder war, hatte der Baron ihn studieren lassen, eine Unterstützung, welche auf sehr fruchtbaren Boden gefallen war. Brandt glich ganz der

Fotografie in Almas Album. Er sah bereits jetzt höchst interessant aus und versprach, ein schöner Mann zu werden.